

„HALLEN FÜR ALLE“

ROB KRIER IM GESPRÄCH MIT DIETMAR STEINER

Dietmar Steiner: In deinen Wohnbauentwürfen ist seit einem Jahrzehnt eine ganz bestimmte Tendenz erkennbar, die eigentlich unter der Haut deines „Fassadenimages“ vollzogen wird. Eine spezifische Art der Auseinandersetzung mit dem „Grundriß“, der Wohnung, die zum einem großen zentralen Raum führte, der eigentlich im traditionellen Sinn nicht mehr Wohnraum oder Eßraum genannt werden kann, und dadurch zu neuen Nutzungsüberlegungen Anlaß gibt, eine ganz bestimmte Art des Wohnens suggerieren. Wie kam es dazu?

Rob Krier: Der eigentliche Grund dafür, ist zunächst ein ganz persönlicher. Ich mache eigentlich ganz genau den Grundriß, den ich Zuhause als Kind erlebt habe. Im Haus meines Großvaters, und im Haus meines Vater. Die hatten einen großen, durchgehenden Wohnraum, – die Küche direkt daran anschließend, – mit der traditionellen bürgerlichen Trennwand, früher waren es Butzenscheiben, eine mit geschliffenem Glas versehene Flügeltür, die dann rausgebrochen wurde, als es nicht mehr modern war. Diese zwei zusammenhängenden Räume waren die *Salle à manger*, die nie aufgemacht wurde, und die Stube, der *Stoff* in Luxemburg, das war dann eigentlich der Hauptaufenthaltsraum. Es gab keinen Wohnraum im traditionellen Sinne bei uns Zuhause. In jedem Zimmer, in der Stube und in der *Salle à manger*, stand überall ein großer Tisch in der Mitte, mit Stühlen rundherum. Und am Rande vielleicht noch ein Sofa, wo niemand sich hineinsetzen durfte. Dieser Raum, die Stube, war der zentrale Bereich der Wohnung, wo die Familie immer zusammenhockte. Das hatte eigentlich nur seinen Wert, wenn die Familie intakt war, und sich auch vertragen hat. Der Vater hat da sein Mittagsschlafchen gehalten, hat sich mit einer Zeitung zugeeckt, und wir haben Klavier gespielt, und das funktionierte. Oder, ich erinnere mich, wir haben als Kinder immer der Mutter die Küche gemacht. Wir haben immer morgens, mittags und abends den ganzen Küche-Eß-Betrieb bedient. Der Vater durfte sich in seine Ecke zurückziehen, und wir haben vorne gearbeitet und den Tisch saubergemacht. Das war eigentlich der Ursprung dieses Grundrisses, und ich habe als Kind sehr genossen, daß vormittags, wenn wir gefrühstückt hatten, die Sonne aufging an der einen Seite, und abends in der „guten Stube“, wo die feierlichen Sessel standen, die Sonne unterging. Das war wirklich ein ungeheures Erlebnis. Auch die Verteilung und Auswechselbarkeit der anderen Zimmer war wichtig. Als Kleinkind hatte ich ein Zimmer nach Osten, wo das ja viel wertvoller war, in der Früh. Und als ich größer wurde, hatte ich ein Zimmer nach Westen, wo ich es dann viel schöner fand. Diese Auswechselbarkeit der Zimmer ist immens wichtig.

D. S.: Diese positive Wohnenerfahrung mußte doch während deines Studiums mit den damals gelehrt „Funktionsgrundrissen“ in Konflikt geraten. Wir wirkten diese Studierfahrungen auf dich?

R. K.: Ich habe zu diesem Thema auf der Hochschule absolut nichts gelernt. Ich kann mich im Grunde nur an einen Kurs erinnern, wo wir lernten, was ein Zwei- oder Dreispänner ist. Aber diese Grundrisse waren so ekelhaft banal angelegt, ästhetisch und räumlich so absolut uninteressant, wie du sie im „Neufert“ findest. Auch die anderen Typen dieser Zeit, dieses fächerförmige Zeug, daß so pseudo-funktionalistisch sich zur Sonne aufspreizte, aber eigentlich alle Zimmer geschlossen hatte, kaum eine Querdurchlüftung möglich machte. Auch keine auswechselbare Orientierung der Nutzungen möglich machte. Das fand ich alles ziemlich ekelhaft. Begeistert aber hatte mich während des Studiums, was Le Corbusier gefunden hat. Diesen phantastischen Wohnraum mit seinem überhöhten Raum. Und so haben sich meine ersten Versuche eigentlich an der Recherche von Le Corbusier orientiert. Eine Wohnung so zu schaffen, daß sie nicht einmal, für einen speziellen Fall, sondern als Typus Geltung hat. In der Wiederholung nicht an Wert verliert, son-

dern so stabil in der Anlage ist, daß sie wirklich vielen Ausformungen und Funktionen gerecht werden kann. So habe ich eigentlich nach meinem Studium das Repertoire von Le Corbusier abgeklappert, und das Haus Dickes in Luxemburg ist eigentlich so eine Zelle, die von ihm inspiriert ist. Obschon auch da, durch das offene Treppenhaus im Wohnraum hier alle Leute zusammenlaufen.

D. S.: Die ersten Anzeichen für die Ausformulierung dieses Wohnungstyps finden sich bei den Stuttgarter Entwürfen für die nicht gebauten Häuser *Kolbeinsson* und *Wiedemann*. Und dann eigentlich im Geschosswohnungsbau beim Projekt „Prager Platz“ für Berlin. Diese Entwicklung war doch ein Zurückfinden in zweifacher Hinsicht; ein biografisches, wie du erwähnt hast, aber auch ein architektonisches. Bis zu den heutigen Projekten, wo sich der Wohnraum immer mehr geometrisiert, immer formalisierter, immer sakraler, heiliger wird?

R. K.: Was mich am meisten fasziniert hat, bei der Übernahme dieses *Modus vivendi*, einen doppelseitig orientierten Wohnraum zu machen, mit der Qualität beide Hausfronten zu tangieren, beide Sonnenseiten einzufangen, war beim Zeichnen – im Laufe der Zeit, – beim Skelettieren und Elementieren dieses Grundrisses, daß er eigentlich so aussah wie der Typus einer Basilika. Das hat mich, mit meiner bigotten Erziehung, natürlich fasziniert. Daß dieser Typus ja schon lange in der Baugeschichte vorhanden war. Diese Basilika, die war ja nicht eo ipso ein Sakralraum, die war Markthalle, Börse, mit einem transparenten Raum, der nur durch seine konstruktiven Teile strukturiert war. Und überhaupt dann in einem anderen Sinn die „städtische“ Situation dieses Typs. Der Raum in der Mitte ist genau dasselbe wie der Platz in der Stadt, wo du, ob du willst oder nicht, immer davon angezogen wirst, gerade weil man sich der Öffentlichkeit aussetzt. Zum Beispiel hier in der Wohnung. In einem Zimmer läuft die Television, eine Tochter badet sich, ich weiß nicht aus welchem Grunde sie sich gerade abends gerne badet, aber sie tut es. Und es ruft mich jemand an, ich sitze da am Telefon, und wir treffen uns immer in diesem Wohnraum, an diesem neuralgischen Punkt, aber es ist sehr lustig. Dieses „Gedränge“ hast du in einer „normalen“ Wohnung nicht, weil da immer alles so schön separiert ist. So wie die Monofunktionalität in der modernen Stadt auch den Kontakt, die Begegnung der Menschen nicht berücksichtigt hat.

D. S.: Mit dem Beispiel der Nutzung deiner eigenen Wohnung jetzt, die ja nach demselben Prinzip organisiert ist wie deine Sozialwohnungen, kommen wir zu den Möglichkeiten, die dieser Typ bietet, aber auch zur Kritik daran. Der Wohnraum muß immer „durchgangen“ werden, ist nicht ruhiger, durch einen Flur abgetrennter Aufenthaltsraum. Und seine zunehmende Geometrisierung bringt doch einen gewaltigen Konflikt mit den herkömmlichen Standardmöblierungen für Wohnräume?

R. K.: Dieser Grundriß ist absolut wertlos, mit diesem zentralen Wohnraum, wenn die Familie nicht intakt ist. Das muß man wissen. Für Familien, die nicht funktionieren, die ihre Probleme nicht lösen können, kannst du das sofort vergessen. Die müssen sofort wieder ausziehen, denn an dem einen Ort in der Mitte begegnen sie sich immer. So wie hier in der Wohnung. Wenn das in der Familie nicht läuft, dann ist die Wohnung unerträglich. Sie ist sogar jetzt schon manchmal schwer belastet. Wenn ich Klavier spiele, dann ist der Radau natürlich überall. Oder Kinder spielen ihre Musik, dann ist das dann genauso. Diese Belästigungen muß man als normale Familie ertragen und lösen können. Wenn das nicht läuft, dann ist eine idiotische Wohnung nach dem simplen Korridorprinzip wahrscheinlich psychologisch besser. Der Grundriß ist aber sicherlich heilsam für ein gutes Familienleben. Zur Aufrechterhaltung von normalen Anstandsregeln im Umgang mit der Familie. Und zur